

Ur-Ethnographie und Moderne

Konrad Köstlin

Das „Ur“ in unserer alltäglichen Rede

Das Wort Ur-Ethnographie, das in den 1920er Jahren häufiger verwendet wurde, steht auch heute nicht allein da, es ist ihm freilich sein damaliger Kontext verändert. Denn „ur“ ist auf neue Weise „in“. Urgeil, ja urcool und, schon etwas älter, urkomisch und uralt – die Vorsilbe „ur“ ist uns im Slang meist als Steigerungsform des Normalen in Richtung Superlativ geläufig. „Ur“ ist das Ultimatum, das Höchste, Alpha und für viele auch Omega zugleich. Max Horkheimer hat einmal angemerkt, dass, wer zuviel mit dem Superlativ operiere, dem Verdacht der Ideologie ver falle. Und verdächtig ist uns, den noch Volkskundlern, dieses „Ur“ auch im Zusammenhang mit der so populären Rede von den uralten Bräuchen. Wenn wir von Ur-Ethnographie und Moderne reden, ist es nicht nur die Moderne der 1920er Jahre, sondern, wenn wir es heute tun, die späte und jeweils unsere Moderne. Unsere Moderne, die als letzte und gegenwärtig schon vergangene, auch die höchste, neueste und damit gesteigerte Urmoderne sein müsste.

„Ur“ anthropologisch

Vor nicht allzulanger Zeit hörten wir – im Zusammenhang mit der Tsunami-Flutwelle – wieder einmal von Ur-Einwohnern, diesmal auf den Nikobaren und Andamanen. Immer wieder einmal taucht dieses „Ur“ für anfängliche, für mutmaßliche Erst-Bewohner auf. Die Andamanen und Nikobaren, der Ort jener Ureinwohner, waren „ein schwarzes Loch in den Tagen der Katastrophe“. Niemand hatte vorher über sie berichtet. Die „Urvölker auf den Andamanen und Nikobaren wählen nicht“, sind politisch belanglos, ohne Parlament, schreibt der

SPIEGEL¹. Und ein indischer Ministerialbeamter sagt, diese Menschen seien „wie die Tiere“, sie „hören auf Instinkte, und als sie spürten, dass das Wasser kam, flohen sie“ – „that's why nobody died“: Menschen, die noch vor dem Zustand des „instinktreduzierten Mängelwesens“ Mensch (Arnold Gehlen) lebten. So kann man sich das auch erklären.²

Metaphern des Authentischen

Als ein Konzert des Jazz-Pianisten Abdullah Ibrahim (Dollar Brand) angekündigt wurde, da wurde er als ein Medizinmann beschrieben, der seine Musik „mit steinalten afrikanischen Rhythmen“ gemischt habe³. „Steinalt“ fungiert an dieser Stelle als Variante des organologischen „Ur“. Wie das „Ur“ als Steigerungsform, taugt die Vorsilbe „stein“ in steinalt zu allerlei metaphorischem Geraune. Während ein „Riesling seinen Geruch vom Urgesteinsmehl“ bekommen hat, in dem seine Wurzeln Halt gefunden haben, ist im politischen Feld das Urgestein eher organischer Natur: als „politisches Urgestein“ bezeichnet man Männer (kaum Frauen), die Macht, Erfahrung und ein Alter haben, die das Maß für ein „früher“ abgeben. Diese Männer waren im Anfänglichen schon dabei, in dem es noch „echte“ Politik gegeben hat, wo eigentliche Authentizität angesiedelt ist. Und mit „Uralt – Urbock -Urgemütlich“ war kürzlich hier, im Wiener Volkskunde-Museum, die „lange Nacht der Museen“ angekündigt. Das ist nicht urlang her, sondern war am 9. Oktober letzten Jahres und nahm natürlich Bezug auf die Ausstellung über die „Ur-Ethnographie“.⁴ Und seine „Wurzeln“ hat nicht nur der Riesling in seinem Urgesteinsmehl, ausgewiesen sind „Wurzel“ und „wurzeln“ auch in der Fachgeschichte lange gehegte Schlüsselwörter.⁵ Wurzeln wären die Organe,

1 Brinkbaumer, Klaus: Die Suchenden von Car Nik. In: DER SPIEGEL 4/2005 vom 24.1.05.

2 So die Süddeutsche Zeitung vom Tag des Vortrags, dem 3.2.2005.

3 Köck, Samir H.: Der Medizin-Mann. Abdullah Ibrahim kommt ins Wiener Konzerthaus. Die Presse 18.01.2005.

4 Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde. 29. August 2004 bis 13. Februar 2005.

5 Köstlin, Elsbeth: Zur Wurzelmetaphorik in den Kulturwissenschaften. Eine Ikonographie. Phil. Diss. Graz 1999.

die in dieses „Ur“ des Anfänglichen, in dieses naturhaft Archaische, unverdorben Ursprüngliche, metaphysisch Dunkle zurückreichen lassen. „Wurzeln“ und „früher“, „zurück“ und endlich „Verlust“ wären weitere sinnähnliche Stichworte dieses semantischen Umfeldes in unseren kulturwissenschaftlichen Disziplinen. Dieses Verlustige allerdings kommt bei Eugenie Goldstern allenfalls verhalten vor. Sie berichtet in ihren Schilderungen kühl und distanziert, dabei doch den Menschen und ihrer Lebensweise zugetan. Sie beschreibt ethnographisch – „rein volkskundlich“ – und zeigt sich für Stimmungen der Natur, in der sie die Menschen eingebettet sieht, nicht unempfindlich. Sie schreibt, froh, dass sie es noch fassen konnte, die Geschichte eines Abschieds ohne Verlust- oder Verfallsgeheul und damit steht ihr „Ur“ in einem anderen Kontext.

Das Wort Ur-Ethnographie, ein Rütimeyer-Begriff, der über die Ausstellung zu Eugenie Goldstern gesetzt wurde, hat sie selbst, soweit ich sehe, nicht verwendet. Es handelt sich hier also um einen Begriff der Klassischen Moderne, der gleichwohl gesellschaftliche Befindlichkeiten der Zwischenkriegszeit aufnimmt und metaphorisch nicht völlig frei ist vom romantisierenden Schwärmertum gegenüber dem Verlust kultureller Erscheinungen. Die Qualität der Ur-Tracht, eine Vorstellung, die Victor von Geramb 1932 verfochten hat, nimmt unkritisch auch der Katalog auf: „Den realen Beweis, dass Umhänge aus Gras schon in der Urzeit hergestellt wurden, liefert schließlich der ‚Eismann‘ vom Hauslabjoch [vulgo Ötzi]. Im Sinne von Victor von Geramb kann hier also von einer Urtracht gesprochen werden.“⁶

Nachdem die Volkskuden nach dem zweiten Weltkrieg seit den europäischen 1950er Jahren mindestens einige Jahrzehnte lang das Geschäft einer nachträglichen und korrigierenden Historisierung der Volkskultur forciert hatten, irritierten die Begriffe „Ur-Ethnographie“ und Ur-Tracht, weil distanzierende Anführungszeichen unsichtbar bleiben. Selbst heimisch-alpine Felszeichnungsfreaks sind in dieser Hinsicht heute zurückhaltend, reden nicht mehr von „ur“.⁷

6 Katalog (wie Anm. 4), S. 15.

7 Adler, Helmut, Franz Mandl und Rudolf Vogeltanz unter Mitarbeit von Rudolf Leitinger: Zeichen auf dem Fels. Spuren alpiner Volkskultur. Unken 1991.

Ur-Ethnographie – ein Begriff der Moderne

Ur-Ethnographie kann – das ist keine Frage – nur aus der Moderne heraus gedacht werden. Ähnlich wie der von Edward Said formulierte „Frontier orientalism“, oszilliert das Wort zwischen der Überlegenheit der modern gewordenen und fortschrittlich zivilisierten Welt einerseits und streitet mit der Faszination, die jenes fremde Einfache bewundert. Der Verlust des Einfachen zählt zu den Gesteungskosten der Moderne. Das Einfache musste als Preis für die Moderne aufgegeben werden und will doch nicht verloren gegeben sein. Ja, manchmal will es – wie in den derzeitigen Retro-Stilen – wenigstens im Zitat als das Anfängliche wiedergewonnen sein. Ur-Ethnographie als Begriff spielt ein Bild einer scheinbar langen Konstanz ein – des Invarianten und damit eines Verlässlichen, das in einen Gegensatz zu unseren heutigen Lebenserfahrungen schneller und stetiger Veränderungen gesetzt wird.

Die Wortbildung „Ur-Ethnographie“ ist von der Idee beseelt, nicht ethnographische, sondern gesteigerte ethnologische Tiefen-Wahrheit zu fassen. Dabei wird Einfachheit als die Essenz des Ethnologischen verstanden. Andre Jolles hatte 1930 die „einfachen Formen“ als Grundprinzip der Volksdichtung benannt.⁸ Die Ur-Ethnographie sucht eine Essenz, einen Grund vorzufinden. Und diese Essenz ist nicht nur ethnologischer Art, sie genügt zugleich den höchsten ästhetischen Ansprüchen der Moderne.⁹ Hier wiederholt sich eine Idee ästhetischer Einfachheit und Größe, wie sie Friedrich Schiller in seinen Überlegungen zur „naiven und sentimentalischen Dichtung“ bereits formuliert und damit ein zentrales Manifest moderner Befindlichkeit vorgelegt hat: Die naive Dichtung ist die größte Nähe zum Ursprung, welche die sentimentalische Dichtung vergebens zu erreichen sucht.

Inhaltlich ist der Begriff Ur-Ethnographie in sich selbst widersprüchlich. Man muss kein Philosoph sein, um zu bemerken, dass Ethnographie eine empirische Kategorie ist, die Vorsilbe „Ur“ da-

8 Jolles, Andre: *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*. Halle 1929; siehe dazu auch Bausinger, Hermann: *Formen der „Volkspoesie“*. Berlin 1968.

9 Siehe hierzu auch Texte in: Nikitsch, Herbert, Bernhard Tschofen (Hg.): *Volkskunst. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1995 in Wien*. Wien 1997; insbesondere den Beitrag von Gottfried Korff.

gegen eine geistig-kulturell vermittelte Größe aus dem Repertoire der Moderne. Diesem „Ur“ ist weder mit naturwissenschaftlich-biologischen noch mit moralischen Begriffen beizukommen – den klassischen wissenschaftlichen Instrumenten. So stromlinienförmig Ur-Ethnographie auch in den ästhetischen Diskursen der 1920er Jahre angemutet haben mag, zeigt das Wort, dass es auch heute mehr uns und unsere Moderne meint als die ahistorische Vorzeit, die vorzugsweise als eine symbolisch-zeitlose charakterisiert ist. Dabei fasziniert an der Wortkombination, dass jeder zu wissen scheint, was gemeint sein soll. Das „Ur“ scheint so weit weg von uns, dass wir nicht einmal mehr mit jenen „unterschiedlichen Geschwindigkeiten“ aufwarten müssen, mit denen wir Westler camouflierten, wenn wir den europäischen Osten nicht als rückständig, sondern politisch korrekt „weniger entwickelt“ benennen. Die Vorsilbe „ur“ vergrößert die zivilisatorische Distanz so sehr, dass uns das Andere zwar fremd erscheint, es uns aber aufgrund des weit zurück Assoziierten nicht bedroht und dadurch ohne Selbstaufgabe genutzt werden kann. Umgekehrt aber reden wir, dass ein Kulturschock als Folge unabweisbar wäre – so glauben wir jedenfalls zu unserer eigenen Vergewisserung¹⁰. „Ur“ kann nur vor der Folie des Fortschreitens gedacht werden.

Ästhetik des Einfachen oder ethnische Ursuppe

Die ästhetischen Konturen (wohl nicht nur) im deutschsprachigen Raum speisen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus zwei Quellen. Einmal aus der Entdeckung des Primitiven als Quelle der Inspiration für die später als „klassische Moderne“ bezeichnete Kunst und jenem Gestus des Einfachen, Minimalen, der sich besonders nach dem verlorenen ersten Krieg als Rekurs auf das Bodenständige äußert. Zum andern markiert dieses „Ur“ eine Beziehung, die zu uns selbst zu führen scheint. Da genügt es, ästhetische Kürzel zu akzentuieren: Das Phänomen der Verwendung einer Astgabel etwa bei den Spielzeugkühen – Rüttimeyer nennt dies „äusserst primitiv“¹¹ –, die durch-

10 Wir sind dann doch irritiert, dass sich Migrant*innen aus der sog. dritten Welt in den Supermärkten besser zurechtfinden als unsere Nachbarn. Siehe dazu Köstlin, Konrad: Das Fremde im eigenen Land. Anmerkungen zur Alltäglichkeit des Fremden. In: kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1 (1999), S. 43–59.

bohrten Steine als Netzenker oder die lange schon verbotene Fischgabel, die, in der ganzen fischenden Welt belegt, dem primitiven Fischfang zugeordnet ist. Und es ist vor allem die Verwendung von Tierknochen bei den Tesseln oder als Schlittenkufen; sie scheinen auszureichen, um Archaik auszuweisen. Eugenie Goldstern ist da schon klüger und zurückhaltender, sie sieht, weil sie nicht die Ur-ethnographin ist, klarer: Die Schlitten in Bessans „besitzen jedoch statt Knochenkufen bereits mit Eisen beschlagene Kufen aus Holz“¹², dennoch bleibt an ihnen der Name „Beinkufen“ haften.¹³

Die Tesseln sind für Rütimeyer ein „ehrwürdiges Stück schweizerischer Ur-Ethnographie“¹⁴, die es auch schon im Magdalénien gab und bei den Tschuwaschen¹⁵ gibt – beide sind in diesem Sinne gleich weit entfernt. Die europäischen Botenstäbe sind auch in Westaustralien nachweisbar¹⁶, was ihnen räumliche und zeitliche Ubiquität als eine Art Urmuster der Kultur verleiht. Und diese Archaik – Rütimeyer spricht dabei immer von „Archaistik“ wie von einer Wissenschaft – macht aus den Gegenständen Kultobjekte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gesammeltes Spielzeug für Kinder, etwa Kühe und Ochsen, die manchmal in ihren einfachen Formen an geschmiedete Leonhardsvotive (für die ähnliche Merkmale geltend gemacht wurden) erinnern, sind heute ästhetisch berührend; beispielsweise der Salzbehälter in Form einer Henne.

Wie am Verhältnis Rütimeyer-Goldstern zu sehen ist, entsteht die Faszination an der Urethnographie im 20. Jahrhundert. Die Objekte erinnern an das Kunstgewerbe und an hölzernes Reformspielzeug, das bis heute in seiner Einfachheit Anleihen bei den „Urformen“, den „einfachen Formen“ nimmt. Für Rütimeyer handelt es sich um „äusserlich sehr bescheiden aussehende und vielfache Gebräuche, die seine Bewohner, ganz besonders die weniger den Wirbeln und Strö-

11 Rütimeyer, Leopold: *Ur-Ethnographie der Schweiz. Ihre Relikte bis zur Gegenwart mit prähistorischen und ethnographischen Parallelen*. Basel 1924 (= *Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde*, Band XVI), S. 173.

12 Goldstern, Eugenie: *Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden*. Wien 1922, S. 108.

13 Hier wäre an den Zusammenhang von „Wörter und Sachen“ und an das Gericht Eisbein zu erinnern, das seinen Namen dem Röhrenknochen verdankt, der als Gleitkufe diente und diese Kufengeschichte in sich trägt.

14 Rütimeyer (wie Anm. 11), Anm. 37; dort besonders der Hinweis auf Pfahlbauten!

15 Rütimeyer (wie Anm. 11), S. 36.

16 Rütimeyer (wie Anm. 11), S. 15ff.

mungen von Wanderungen ausgesetzt gewesen Alpenbewohner, seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bis in prähistorische Urzeiten zurück gebraucht haben und noch brauchen.“ Aus diesem „Urmaterial“ kann er eine Ur-Ethnographie der Schweiz als „bis zur Gegenwart völlig lückenlose prähistorische Stammbäume konstruieren“.¹⁷ Da wird eine Schweizer Ursuppe gebraut, deren Qualität sich an die Archetypenlehre C. G. Jungs wie auch an die Pädagogik Rudolf Steiners anschmiegt und nicht zuletzt von der Anthropologie der 1920er Jahre beeinflusst ist. Aber Rütimeyer sieht auch, und hier fühlt man das Wabern der Freud'schen Psychoanalyse, „wie dünn die heutige Oberflächendecke ist, die uns von den Niederschlägen früherer Kulturen trennt“.¹⁸ Prähistorische und ethnographische Parallelen, ebenso die Relikte werden im Untertitel des Rütimeyer-Buches genannt. Das verspricht Breite und Tiefe – das „ur“ wabert als weltweit Gleiches und Anfängliches.

Ethnographie als Beschreibung – nicht mehr

In der Erzählforschung hatte man vor 1900 mit Oikotypik, Erbtheorie, Polygenese und Wanderung versucht, auffällige, weltweite Ähnlichkeiten von Erzählstoffen zu erklären.¹⁹ Die Theorie der Polygenese in der Erzählforschung – unter ähnlichen ökologischen Bedingungen entstehen ähnliche kulturelle Formen – hat wohl Pate beim Vergleich gestanden. Denn auch Eugenie Goldstern vergleicht. Doch lässt sich daraus der fußnoten-behutsame Vergleich mit den völkerkundlichen Materialien ablesen, die sich im Ur-Ethnographie-Konzept der Ausstellung aufdrängen? Hängt man damit einer Rede von den weltweiten anthropologischen Konstanten des Einfachen an? Ist es evolutionärer Biologismus oder ist es eine ästhetische Sensibilität, mit der wir auf das Einfache reagieren und wie die Romantiker im Ungeschiedenen des Ursprungs die Urform sahen, so als ob wir Adolf Bastians „Elementargedanken“ der Menschheit nachhingen? Ist es das Einfache, wie wir es von den Künstlern kennen – vom Expressionismus der Brücke-Maler, vom Blauen Reiter der 1920er Jahre, der sich von

17 Rütimeyer (wie Anm. 11), S. X.

18 Rütimeyer (wie Anm. 11), S. XIII.

19 Bausinger, Hermann: Formen der „Volkspoesie“. Berlin 1968, S. 30ff.

der „einfachen“ Farbigkeit der Votivtafeln im Münchner Umland angeregt gab?

So verhält es sich bei Eugenie Goldstern, die ihren Anspruch „tiefer“ ansetzt, – das sei vorweg schon einmal gesagt – nicht. Wir können uns fragen, ob wir uns reinfallen lassen in die Ästhetik des Urtümlichen durch das süßliche Wort Ur-Ethnographie, denn Eugenie Goldstern schreibt ausdrücklich nur eine zudem recht knappe „Volkskundlich-monographische Studie über eine savoyische Hochbergsgemeinde“. Da gibt es die Stallwohnung in Bessans: Menschen und Tiere in einem Raum. Die Fotos sind nicht urtümlich, sondern eher malerisch. Die Tafel XI zeigt „Spinnräder und vogelförmige Salzbehälter aus Holz, Bessans, Tirol, Grossrussland. Diese vogelförmigen Salzbehälter sind es auch, die sie als erste im Kapitel „Volkskunst“ nennt und als „neuere (!) Holzschnitzerei, deren Traditionen jedoch weit zurückreichen“ bezeichnet.²⁰ Dabei bleibt die formale Ähnlichkeit der Objekte bei Goldstern klug unberedet. Sie wird festgestellt, will faktisch sein. Die Vermutung einer womöglich ubiquitären „Ur-Ethnographie“ fehlt. Sie hat einfach beschrieben, sparsam kommentiert, eben ethnographiert und somit eher Ethnographie als Ethnologie betrieben, welche sie der herrischen Männerwelt einer Disziplin überließ, die schon ins Nationale abgedriftet war, während Eugenie Goldstern ihre Aufnahmen auf dem Vergleich der anthropologischen Parallelen gründet. Immerhin hatte ihr Vorbild Michael Haberlandt, dem sie ihre Arbeit widmet, ins Grundsätzliche gehend, noch oder schon 1916 in der gesamten Monarchie nur zwei staatsfähige Völker gesehen, die Ungarn und die Deutschen.²¹

Ist Urethnographie als Beschreibung und Kategorisierung der Sammlung von Eugenie Goldstern, die sie Anfang des 20. Jahrhunderts zusammengetragen hatte und die nun im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde ist, der richtige Rahmen? Ist ein solcher Kontext wirklich eine neue vergleichende Ethnographie im Volkskundemuseum, der alle Kulturen ohne hierarchisches Denken als prinzipiell gleichwertig nebeneinander stellt, um zu vergleichen? Nirgends finde ich bei Goldstern einen Hinweis auf diesen Gedanken des „Ur“ – im Gegenteil: „In der Kirche wird eine kleine, primitiv

²⁰ Goldstern (wie Anm. 12), S. 61.

²¹ Haberlandt, Michael: Österreichische Volkskunde. In: Schneider, Siegmund, Benno Immendorfer (Hg.): Mein Österreich, mein Heimatland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des Österreichischen Kaiserstaates, Band I. Wien 1915, S. 122.

gearbeitete Krippe aufgestellt, die nichts Charakteristisches zeigt.²² Hier ist sie klassische Volkskundlerin ihrer Zeit, der das Banale, dem die Besonderheit des künstlerisch Vergleichbaren fehlt, uninteressant ist. Es ist einfach „primitiv“, nicht der Beschreibung wert. Das Banale will sie nicht beschreiben, sie sondert es – als nicht zum Volkskundlichen gehörig – aus. Überhaupt nicht benannt wird die Zeitwanderung der Bessaner in die Großstädte während des Winters, die Françoise O’Kane als ein Leben zwischen zwei Welten beschreibt.²³

Bessans Revisited – Kritik am Ausblenden

Arnold Niederer führt im Juni 1967 eine Exkursion nach Bessans und teilt die Arbeitsgruppen nach den Themen ein, wie sie Eugenie Goldstern festgelegt hatte: Ackerbau und Parzellen, das bäuerliche Haus (als das – wie er sagt – interessanteste Kapitel der Monographie), das häusliche Mobiliar, die landwirtschaftliche Nutzung, die Frauenkleidung, Bräuche des Lebenslaufs, Kalender- und Ackerbau-feste, Volkskunst. Er findet ungeachtet der Zerstörung von dreiviertel der Häuser durch eine deutsche Truppe im Jahr 1944 weitgehend jene Strukturen vor, wie sie Eugenie Goldstern beschrieben hat und benennt den 15. August als jenen Tag, an dem sich alle Bessaner treffen. Diese Bessaner aber sind nicht nur die Dauerbewohner, sondern eben auch jene, die 8 oder 9 Monate im Jahr in Paris sind, wo die Familienväter als Taxichauffeurs arbeiten. Niederer benennt den Status der traditionellen Kultur als „archéo-civilisation“ und empfiehlt solche re-studies wie diese Form des „Bessans revisited“, fügt aber vorsichtig an, dass man sich für dieses „refaire“ vielleicht vollständigere Studien als die der Eugenie Goldstern wählen sollte.²⁴ Diese sachte, dennoch deutliche Kritik betrifft die offenbar vorsätzliche Ausblendung jener Zeitwanderung der Männer aus Bessans, die in Paris Taxi fahren. Für Eugenie Goldstern gehört dies nicht mehr zur Volkskunde als Relikt-Wissenschaft.

22 Goldstern (wie Anm. 12), S. 58.

23 O’Kane, Françoise: Gens de la terre, gens du discours. Terrain, methode et réflexion dans l’étude d’une communauté de montagne et de ses émigrées. Basel 1982 (= Contributions à l’ethnologie de la Suisse et de l’Europe, 3).

24 Niederer, Arnold: Etude rétrospective d’un village. In: Ethnologie Europaea VI (1972), S. 86–91.

Relikte, Tradition und Moderne

Relikte – sie markieren die Verfügbarkeit der für uns reizvollen Konturen des Ungleichzeitigen.²⁵ „Die Ausstellung erschließt den Reiz des Archaischen, dem sich auch die Gegenwart nicht entzieht“, sagt uns der Katalog völlig zu recht. Deshalb noch einmal, Eugenie Goldstern selbst interessiert immer das „rein Volkskundliche“²⁶, weder kommt das Wort „archaisch“ bei ihr zentral vor, noch tritt das „ur“ prononciert auf, und die Sachen müssen, wie der Kommentar zu den Salzbehältern zeigt, nicht alt sein. Insofern sollte man überlegen, ob man den Akzent des „ur“ nicht tiefer hängt und der Goldstern die Einsicht in die Selbstverständlichkeit der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ attestiert. Sie sieht sehr genau und vergleichend, wertet es als normalen Prozess, dass Trachten abgehen und dass sie, ebenso wie alte Militärkleidung, nun als Faschingsgewand getragen werden.

Ur-Ethnographie und Archaisches sind Themen der Moderne: Es gibt ja doch keinen Begriff intellektueller Vorstellung von Tradition, der nicht an ihrer Unwahrscheinlichkeit auch zu scheitern drohte. Die Vorstellung des Sich-Von-Selbst-Machens der Tradition ist so romantisch-träumerisch wie falsch. Dass sich also Überlieferung von der Urzeit her von selbst vollziehen könnte, ist unlogisch, sinnwidrig.²⁷ Tradiert wird, was weitergegeben werden kann, weil seine Wahrnehmung und sein Verständnis nicht an die Umstände seiner Entstehung gefesselt bleibt; allenfalls werden die Umstände seiner Entstehung immer wieder neu erzählt. Tradiert wird also, was mit Bedacht und Anstrengung ausgewählt, benannt, und ohne diese Anstrengung vergessen würde oder – gleichsam in Gedanken stehen geblieben, als namenlose Sachruine herumstünde. Dann stünde es im Wege und würde, weil unbenannt und unbedacht, irgendwann weggeräumt, zerstört. Das „gleichsam in Gedanken stehen geblieben“ der Historik des Johann Gustav Droysen gibt es in der sichtbaren Welt nicht.

25 Köstlin, Konrad: Relikte: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 5 (1973), S. 135–157; später auch als *Ethnologia Bavaria* 6. Würzburg 1977.

26 Goldstern (wie Anm. 12), S. 71.

27 Vgl. Köstlin, Elsbeth: Vom Umbau der Lebenswelt: Entstehungsgeschichten kultureller Topoi [Konstruktion-Rekonstruktion-(De)konstruktion] In: *sammel-punkt.philo.at:8080/archive/00000682/01/koestlin.pdf*.

Es handelt sich also um die willentliche Anstrengung, jene Anstrengung, die mit der Tradition verbunden bleiben will. Und wir wissen, dass es Überlieferung nur aus zweiter Hand gibt. Ur-Echtheit, dieses „Ur“ gibt es nur als Definition, nur als Setzung und Deutung von der Moderne her. Weil das „ur“, ebenso wie „echt“ und „unecht“, Kategorien der Moderne sind und erst vor einer Folie von Gefühlen der Entfremdung, der Entfernung von einem hypothetischen Ursprung als Setzung denkbar werden. Von daher wird verständlich, wie sehr das Versessensein des Fachs und der es umgebenden Gesellschaft auf Ursprüngliches seinen Anteil am Verfall, der Zerstörung und der Verstörung dieser Lebensweise gehabt hat. Deshalb hat es sich auch überlebt, Volkskunde so zu betreiben, indem zuerst nach der ältesten Form gesucht wird. Es geht nicht darum, den Abstand zur Vergangenheit aufzuheben, sondern ihn auszufüllen. Die Suche nach dem Ursprünglichen, das Geschichte als Zerfallsprozess und als Entfernung vom Ursprünglichen meint, zeigt, dass die Moderne schon vor ihrem Begriff, gespürt wurde. Es handelt sich um das Gefühl des Verlustes einer im Ursprung vermuteten weltweiten Ganzheitlichkeit.

Es ist auch nicht verwunderlich, dass die „Patterns of Culture“ von Ruth Benedict, nicht untypisch, im Deutschen zu „Urformen der Kultur“ geworden sind.²⁸ „Archetypen“ werden gesucht und benannt²⁹ – sie weisen in den Ursprung, in den Anfang und auf das Gemeinsame, eine humane Koine. Hier zeichnet das Bild des fließenden Wassers, der Quelle, eine Ursprünglichkeit als ungeschiedene Anfänglichkeit. Eine anfangssüchtige Zeitschrift, 1890 von Friedrich Salomon Krauss herausgegeben, nennt sich „Am Ur-Quell“. Ihre Vorgängerin hieß „Am Urdsbrunnen“. Die Monatsschrift erscheint nur wenige Jahrgänge; sie wird im Kirchspielort Lunden in Holstein, dem Sitz einer Pantaleonsgilde, gedruckt.

Es ist an die These von der „Urbundenheit“ zu erinnern, die Viktor von Geramb³⁰ vom protestantischen Volkskundler-Pfarrer Ge-

28 Benedict, Ruth: *Patterns of Culture*. Boston 1934; *Urformen der Kultur*. Reinbek bei Hamburg 1955.

29 Siehe dazu Burckhardt-Seebass, Christine (Hg.): *Urbilder und Geschichte*. C. G. Jungs Archetypenlehre und die Kulturwissenschaften. Akten eines Kolloquiums vom Mai 1987 in Basel. In memoriam Hans Trümpy. Basel 1989 (= *Basler Hefte zur europäischen Ethnologie*, 1).

30 Geramb, Viktor von: *Urbundenheit*. In: *Hessische Blätter für Volkskunde* 36 (1937), S. 1–31.

org Koch³¹ übernommen hatte und dann wirkungsvoll 1934 in die volkscundliche Welt setzte.³² Sie bezieht sich trivial-theologisch auf eine Übereinstimmung mit dem Anfänglichen. Geramb sieht hochbeglückt das Katholische und Evangelische in bäuerlicher Urverbundenheit vereint. So stellen Urverbundenheit und Ur-Ethnographie eine eigene Form als Wahrnehmungsweise wie auch eine Strategie her, die sich der Versöhnung der Ungleichzeitigkeiten widmen will. Die Moderne mit ihrem Konstruktivismus stellt ja die Statik des Gegebenen, Vorhandenen, des Seienden unaufhörlich zur Disposition – das macht sie aus. Nichts ist in ihr auf Dauer gestellt, Wandel ist ihr Prinzip. Gleichzeitig versucht sie, mit Begriffen wie dem des Lebensstils, diesem Wandel einen Zusammenhang, ein leitendes, korsettierendes Prinzip einzuziehen. Der Verlust der „Sicherheit im Volksleben“³³, das Ende „ontologischer Sicherheit“³⁴ wird konstatiert. Das „Heilige und das Profane“ (Mircea Eliade) sind nicht mehr getrennt. Jedes Profane kann heilig werden und jedes Heilige profan (Karl Marx).

Der Ursprung führt gleichzeitig zu Gott, er ist Begründung des Seins und insofern wohnt in der Einheit und Einfachheit des alttestamentlichen Gottes wie in der mittelalterlichen Welt-Reichslehre, der *analogia entis*. Die Abbildhaftigkeit alles Seienden wird zum Prinzip eines Denkens, das Einfachheit und Ursprung als zusammengehörig versteht.³⁵

Einfachheit als running gag

In der Volkskunde, und wohl auch in der Völkerkunde zu Beginn des 20. Jahrhunderts trennt diese „Urethnographie“ das Eigene vom Fremden. Das „ur“ in der Volkskunde nobilitiert, was anderswo „primitiv“ heißt. So anregend der Primitivismus für Kunst und Kultur

31 Koch, Georg: Die bäuerliche Seele. Eine Einführung in die religiöse Volkskunde. Berlin 1935.

32 Geramb (wie Anm. 30).

33 Köstlin, Konrad: „Sicherheit im Volksleben“. Phil. Diss., München 1967.

34 Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt am Main 1995, S. 117ff.

35 Emmerich, Wolfgang: Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich. Tübingen 1968 (= Volksleben, 11).

gedacht wird – das „Ur“ hat eine Struktur, folgt einem Prinzip, das sich auf allen Ebenen als gültig erweist und sich ins Lokale eingräbt: Volkskunde fungiert auch im Kleinen als Modernisierungsagentur. Der Kerbschnitt in Nordfriesland, der im Flensburger Museum bei Vater und Sohn Saueremann seine Heim- und Pflegestätte gefunden hatte, wurde als urgermanisch angesehen und zum typisch Friesischen stilisiert.³⁶ Wie anderswo auch, handelt es sich um einen Flachschnitt, der ausschließlich mit der Geraden und mit Zirkelschlagmotiven arbeitet und zu seiner Herstellung nur ein Messer benötigt.³⁷ Seine Formen sind also durch das Werkzeug des Zimmermanns, eben Lineal und Zirkel bestimmt. Sie liegen folglich typologisch vor den Geräten des Tischlers und dessen entwickelteren Formen, die vor allem das breite Spektrum der Hobel möglich macht. Mit diesem Dekor hat man auch Salzfüßchen versehen. Wie überall zeichnet die Applizierung von Volkskunst das Besondere aus: den Behälter für den wertvollen Gegenstand Salz. Ein Umstand der, so hat Walter Stengel gezeigt, die aufwändig-kunstvolle Gestaltung der Zuckergefäße im 17. und 18. Jahrhundert erklärt – Wertvolles verlangt ein kunstvolles Behältnis.

Das „Ur“ wabert auch dann mit, wenn es sich sprachlich hinter Anderem verbirgt. Das zeitgenössische Bauen in Vorarlberg folgt einem Denken, das einfache Formen mit den Materialien der Landschaft verbinden will. Rechte Winkel, das Material Holz bilden hier eine raffinierte Einfachheit klarer Linien und Beziehungen aus, die mit mentalen Eigenschaften des Landes verwoben, als Identität markiert werden. Bereits zu Eugenie Goldsterns Zeiten wird in Wien das Ornament als Verbrechen, als unmoralisch, als Entfernung vom Einfachen gebrandmarkt und in der Konsequenz will formale Reinheit als Kult zelebriert werden.³⁸ Auch der Minimalismus der 1990er Jahre, der leerlaufend keine andere Botschaft als eben die Leere hatte, scheint hierher zu gehören – in die Welt ästhetischer Sensationen. „Barfuss auf marmornen Mauern“ ist der Titel von Peter Eisenmanns

36 Schulte-Wülwer, Ulrich: Heinrich Saueremann. Ein Möbelfabrikant des Historismus. Flensburg 1990 (Begleitheft zur Ausstellung).

37 Gerne versteht man ihn u.a. deshalb auch als Hirtenkunst. Siehe dazu etwa Fél, Edit, Tamás Hofer, Klára Csilléry: Hungarian Peasant Art. Budapest 1958.

38 „Nur Einfaches ist gewiss“, so hat Mathias Schreiber einen Artikel zum 100. Geburtstag von Mies van der Rohe am 27. März 1986 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung überschrieben.

gegenwärtiger Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst (MAK) in Wien. Der kühle Denker, dessen Architektur aber auch „fun“ bieten soll, spielt mit dem Kühl-Einfachen.

Ob Andre Jolles³⁹ „einfache Formen“ oder das kühle Bauhaus, ob Adolf Loos oder heutiger Minimalismus: Zeittypik als Kontext stellt sich ein. Auch in den Faschismen, in den Piktogrammen kirchlicher Bilder und der PC-Bildsprache kann die Reduktion in Richtung Einfachheit wie ein ideologisches Muster wirken, das wie im Holzschnitt, der Komplexität durch knappe, markig gezogene Linien zu entkommen sucht. Noch heute reden wir über solch zwiespältige Reduktion der Komplexität als von „holzschnittartig verkürzt“. Die Affinität zum Ideologischen liegt nahe.

Ur-Ethnographie, muss wiederholt gesagt werden, lässt sich so richtig erst in der Moderne denken. Das „Ur“ stellt eine vorsätzliche Distanz her und dar. Dieses „Ur“ legt eine weite Strecke zurück, die man Zivilisation nennt. „Ur“, das ist die Vor-Zeit, die erst mit positiven Attributen ausgestattet – einfache Ästhetik eben – sein will, anders faszinierte sie nicht. Und ihre Attribute müssen der anderen Zeit, unserer nämlich, einfügbar sein. Das sind etwa die keltisch genannten Baumkreise und das vermutete Matriarchat in der heutigen Keltomanie. Sie müssen ein kontrastives Alphabet abgeben. Erst so durchdekliniert lassen sich beide, Moderne und Ur-Ethnographie in Beziehung bringen.

Die bloße Anmutung der Archaik wird zum Ausdrucksmittel. In Doku-Spiel-Filmproduktionen der letzten Jahre über „wilde“ Völker, in den serbischen Kusturica-Filmen, in „Time of the Gypsies“: Wenn es um den Balkan geht, dann signalisiert die bloße Verwendung von Knochen als Zeichen, dann bedeutet totes, an Holz genageltes oder effektivvoll ins Haus geworfenes Geflügel eine unberechenbare, weil archaische Gefahr. Magische Essenzen und neu-esoterisches Fühlen gießen unfassbare Ideen in fassbare Formen. Vor allem die Masken, über die August Macke 1914 im Almanach des „Blauen Reiter“ schrieb, faszinierten und faszinieren. Verlorene Welten und Mythen werden wieder entdeckt und in alt-neue kosmologische Kontexte eingebettet.

39 Andre Jolles war nicht nur Literaturwissenschaftler, sondern auch Kunsthistoriker. Vgl. dazu Bausinger, Hermann: Art. „Andre Jolles“ und „Einfache Formen“ In: Enzyklopädie des Märchens.

Goldstern und Bessans

Es ist richtig und nicht nur ein Zufall, dass die Klassische Moderne der Kunst- und Architekturgeschichte weitgehend deckungsgleich mit der entscheidenden Schaffensperiode Eugenie Goldsterns ist. Die Usurpation von Rütimeyers Begriff Ur-Ethnographie verstärkt diesen kontrastiven Charakter umso mehr, als es sich um einen Fundus zeitgenössischer Gegenstände handelt, der nun traktiert wird, als ob das Inventar einer prähistorischen Stammesgesellschaft inmitten einer Hochkulturgesellschaft zur Debatte stünde. Diese Einordnung als Stammesgesellschaft ist unsere Konstruktion, mit der nicht nur die klassische Moderne in den 1920ern das Einfache nobilitiert und gegen das Komplizierte ausspielt. Eugenie Goldstern hat die Leute von Bessans kaum zur Stammesgesellschaft der Ur-Ethnographie werden lassen. Das ist ihr Verdienst.

Ein letzter Aspekt, der für die Volkskundlerin Eugenie Goldstern spricht, ist das Verhältnis zu den Bauern, bei denen und mit denen sie lebte: Sie behandelt sie wie normale Menschen und nicht wie rückständige Urzeitler.⁴⁰ Ganz anders äußert sich später der renommierte Niedersachse Kurt Heckscher, der meint, es seien „persönliche Unannehmlichkeiten mit dem Sammlerleben verbunden. Man muß tunlichst in dem Dorfe wohnen, in dem man gerade arbeitet, und man darf sich nicht daran stoßen, von einem deckenlosen Tisch zu essen, der nicht gerade allzu häufig mit dem Schrubbesen in Berührung kommt, mit Bestecken zu essen, die man nur bei geschlossener Nase zu Munde führen kann, in Betten mit turmhohem Bettzeug zu schlafen, das modrig riecht, denn der Bauer öffnet die Fenster nicht gern: im Sommer um die Hitze nicht ins Haus zu lassen, im Winter, um sie nicht aus dem Hause zu lassen. Und solche Zustände findet man meist in Dörfern, wo am meisten zu holen ist und wo man infolgedessen am längsten sich aufhält. Die Volkskunde steht eben im umgekehrten Verhältnis zur sogenannten ‚Kultur‘. Aber für all diese Unannehmlichkeiten wird man reichlich entschädigt, wenn man an lauen Sommerabenden mit guten, treuherzigen Menschen unter der Strohdachtraufe vor dem Hause sitzt [...]“.⁴¹ Wo, wie und was ist am meisten zu holen?

40 Siehe etwa die Einleitung zum Münstertal-Text. Goldstern, Eugenie: Beiträge zur Volkskunde des bündnerischen Münstertales. Wien 1922 (= Ergänzungsband XIV zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde 1921).

41 Heckscher, Kurt: Das Sammeln volkskundlichen Materials aus mündlichen Quellen. In: Volk und Rasse, Heft 1, Januar (Eismond) 1930, S. 18–30; hier S. 29.

Das Beispiel aber führt schon in die Zeit, in der Eugenie Goldstern von den Haberlandts gemieden, geschnitten, und fachlich nicht mehr wahrgenommen, ja, geradezu abgemeiert wird. Es sind die Jahre, in denen der Wiener Verein für Volkskunde den F. K. Günther, jenen verrufenen „Rasse-Günther“ in offenbar großer Einmütigkeit heimlich zum Korrespondierenden Mitglied ernennt. Diese frühzeitige, heimliche Mitgliedschaft Günthers wird 1938 nach dem Anschluß dem Führer als Beleg für immer schon vorhandene Treue von Seiten der Volkskunde vor die Füße gelegt. Eugenie Goldstern sei „am Wissenschaftsbetrieb gescheitert“ meint der Katalog.⁴² Das stimmt wohl, man wird aber fragen müssen, wer da wirklich gescheitert ist.⁴³

Ur-Ethnographie und Moderne: Bei Androhung ihres eigenen Untergangs müssen sich Menschen in der Moderne offenbar einen sinnhaften Ort ihrer Subjektconstitution schaffen. Einer dieser Orte kann eine einfache, kaltstrenge oder eine gewärmte Ursprünglichkeit sein.

Als Gegenwelt ist dieses „Search for Fundamentals“⁴⁴ seit Beginn der Moderne institutionalisiert – unter anderem in der Volkskunde wie im permanenten Nation-building, das Rüttimeyers Tesseln selbst in Kenntnis ihrer weltweiten Ähnlichkeiten als schweizerisch erscheinen lässt. Die fachspezifische Nostalgie hat Geschichte als Verfallsprozess, als Verlust an Ganzheitlichkeit und Autonomie, Spontaneität und Unvermitteltheit interpretiert. Angesichts dieses Verlustes an Ursprünglichkeit des Erfahrens und Erlebens finden wir heute die Suche nach dem Ur-Erlebnis. Das mögen riskante Praktiken sein wie beim Bungee-Springen oder sanfte wie das Didgeree-Doo-Spiel. Der Versuch, unmittelbare, „echte“ Grenzerfahrungen zu machen, an die Wurzeln, ad fontes zu gehen, gehört zum Inventar moderner westlicher Such-Bewegungen, die rabiāt und verstärkt Unmittelbarkeit ihres eigenen Handelns suchen – wie sie jetzt die fremden Helfer in den Tsunami-Ländern erleben. Diese Sucht nach dem Urleben gehört – wissenschafts- und gesellschaftsgeschichtlich gesehen – in den Erklärungshorizont der Existenz unseres Faches.

42 Katalog (wie Anm. 4), S. 8.

43 Siehe dazu Ottenbacher, Albert: Eugenie Goldstern. Eine Biographie. Wien 1999, bes. S. 85ff.

44 Robertson, Roland: Globalization. Social Theory and Global Culture. London, Thousand Oaks, New Delhi 1992, S. 166.

Die literaturtheoretische Einteilung in „warm“ und „kalt“,⁴⁵ wie sie Helmut Lethen für die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen vollzogen hat, lässt sich auch auf die volkskundlichen Forschungsbilder übertragen. In diesem Sinne wäre Goldstern eine Zeichnerin eines zwar warmen, aber nicht nostalgischen Bildes.

45 Lethen, Helmut: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt am Main 1994.

